

Vom Wein.

Wenn man mit dem Dampflicht von Kaminröhren bis Weidlich fährt, so hat man linker Hand die grünen rebenunbesetzten Berge mit den besten, den „hechsteinen“ Kagen. Kaminröhren und Kaminstein, Giebelstein, Johannisberg, Steinberg, Markobrunnen, und Reutenbach — langvolle Kaminsteinen des Rheingaus! Mit dem traumlichsten Kaminstein am ganzen Rheinstrom beginnt die Reihe, mit Kaminröhren, das so verborgen und heimlich am Fuße des Niederwalds hervorragt, und in dessen Weinlaubwerk „Krone“ der Mosel verlicht wird, ein solches, manns hafter, fast mandelbitterer Wein, von dem einst Emil Ritterhaus sprach:

Am deutschen Rheine grün umlaubt, Da ist ein lustig Leben, Es trägt der Wein auf seinem Haupt Ein Adlern von Reben. Ein lustig Leben ist am Rhein, So singt mit hellem Tone: Es ist der Kaminröhren Wein Rubin der Rheinestrone.

Dann, nur wenige Minuten weiter, auf der anderen Seite des ragenen Niederwalds, liegt das betrieblame Städtchen Ridesheim, aus dem die Jahrbücher zum Tenthmal emporkieft. Ridesheim erhebt die Weinberge ihre Säugpeter, die edlen Ridesheimer Berge. Der Boden ist der fruchtbarste, den der Weinbauer sich wünscht, alter, verwitterter Kieser, in den die Sonne mit ihrer ganzen Kraft zu bringen vermag. Das ist der beste Grund für den Weinbau. Dort, wo der Boden schwer und fest und erst wenig durch Dünger kultiviert und durchwärmt ist, da ist's weniger gut. Dort, wo die Schwerkere des Bodens bedingt die Schwere des Saftes, wie die Festigkeit die Güte und Süffigkeit bedingt. Auf den ausgebeugten Ridesheimer Bergen gibt es natürlich auch Lagen von verschiedenem Werth. Wodurch der Werth eines Weinberges eigentlich bedingt wird und was Alles dazu gehört, um einen unbedingten Wein zu erzielen, darüber sind weder die Theoretiker, noch die Praktiker sich bisher so recht einig geworden. Gute Lage mitten im Sonnenbrand, guter Boden, gute Pflege, das sind die ersten Bedingungen. Aber auch die Luftströmungen unter der Erde kommen mit in Betracht und sind mit ausschlaggebend für die Güte der Frucht. Aber vor allen Dingen braucht der Weinbau eine: dreizehn gute Monate in jedem Jahr — das ist die Hauptbedingung!

Am Ridesheimer Berg ist die Oberfeldlage sehr bevorzugt. Die scheidet sich dann wieder in „Hinterberg“, „Mittelberg“ und „Vorderberg“, drei höchst fruchtbringende Berge. Vermuthet ist die sogenannte Dreianstrasse. Der Ridesheimer Wein ist ein blaugrünes, fruchtiges Weineisen, mit einem vollen Fruchtgeschmack, der mitunter dem Pfirsichgeschmack ähnelt. Daran hat sich schon manch oder Zehner gültig gekannt, und die Rheinweiner, die vor lauter Weingenuß anfangs gar nichts von der schönen Natur erblickt haben, trösteten sich damit, daß sie nachher zum Erfay Alles doppelt zu sehen bekommen.

Hoch vom rebenumflutheten Berg herab grüßt das alte Schloß Johannisberg den Rheinflüßchen. Die guten Leute irren sich ja alle — hier oben liegt die wahre Jungfrau Voreley, sie hat sich das Goldhaar mit Weinlaub durchwoben und singt den Schiffen ein Lied, davon in die Köpfe eine ganz seltsame Verwirrung drückt. Das ist das berühmte Lied der Voreley, aber nicht das, welches der nierenliche Heinrich Heine gedichtet.

Das Schloß steht nun schon an die achtzigsten Jahre hier zwischen diesen goldhaltigen Nebelwäldern, und es ist wirklich zu verwundern, daß der alte Thurm noch so ferngerade und nüchtern inmitten all dieser Herrlichkeit emporragt. Hier im Schloße haben einst die Wendeliner gehaust, und die klugen Mönche, denen der ganze Rheingau so viel verdankt, haben die Weinkultur ganz vortrefflich betrieben. Im Jahre 1807 hat Napoleon I. das Schloß und den Weinberg dem Marquis Kellermann, Herzog von Salmy, geschenkt, und 1810 beehrte der Kaiser von Oesterreich damit den Fürsten Metternich, dessen Nachkommen jetzt also Weiber des berühmten Berges sind, hier 60 Morgen Land, auf denen der Johannisberg erbaulich ist.

Unter den Hallen des Schloßes, da wohnt sich hoch und breit der herrliche Keller, nicht allzu ausgebeugt, aber prächtig in seiner hohen Weibung und ganz in den Fels des Berges hineingebaut. Dort lagert in dicken Reihen die Reife der Johannisberger Wein. Hier und da hängt eine alterthümliche metallene Lichtkronen von der Decke herab, deren Kerzen das Dunkel matt erleuchten. Und tritt man dann hinaus aus dem Saal zum Keller, so überblickt man das ganze herrliche Rheinpantorama von Mainz bis Bingen hin, und die Sonne spinnt ihren goldenen, durchsichtigen Schleier darüber. Dicht unter der Terrasse aber klettert die schimmernde grüne Rebenwand empor, lange, regelmäßige Pincen.

Der Johannisberger ist ein stiller Wein; er ist süß und doch dabei säuerlich, er ist etwas kräftiger, ist nicht so mild, hart und düstlich, wie der Rheinhaller, sondern mehr herb, mäßig und trocken. Aber er unterscheidet sich auch wieder deutlich von dem bekannten Giesheimer Nothenberg, der noch völler, klumpiger, schwerer ist.

Die Frucht hängt hier, wie fast im ganzen Rheingau, zur Zeit vortrefflich. Man weiß, was die Qualität anbelangt. Aber auch quantitativ gibt es, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig bleibt, zum Mindesten das, was Weinbauern einen halben Herbst bedürftigen, wenn die Vögel nicht wären und wenn der Saurewurm nicht auch ein Weibchen mitbrächte — ein Weibchen, das ganz unerschrocken in jede Rebe hineinkriecht und so die ganze Frucht verdirbt. Es besteht übrigens jetzt gerade ein Rheins-Professor, den die Regierung geschickt hat, den Wein und untertucht die Erde, aber die Bauern schätzen die Kräfte dazu, sie haben sich noch immer

nicht zur Gesehamsheit belehren lassen.

In seiner Joliertheit und Abgeschlossenseit ist dem Johannisberg der berühmte Steinberg zu vergleichen. Man führt man aber von Destrach aus oder von Hattenheim in den Gau hinein, rechts vorüber an dem freundlichen Dörllein Hüllgraben, so sieht man ihn in seiner nicht allzu bedeutenden Breite liegen, von einer Steinmauer umschlossen. Der ganze Steinberg gehört der Domäne, er soll etwa 100 Morgen groß sein. Zwar wächst nicht auf diesen ganzen 100 Morgen der vollwertige Kaminstein, doch wird auch das Kaminsteinertheil hoch bezahlt. Die hohen Preise, welche bei den Versteigerungen — die Domäne versteigert alljährlich ihre Weine, erzielt werden, gelten zum großen Theil der Seltenheit des Gewinns, das eben nur von der Domäne zu erlangen ist. Der Steinberger ist ein ruffiger, durchgehender, imponirender Wein, ein herrliches Traubenblut, mit dem nicht zu spaßen ist.

Jenach dem Berges, zwischen hochbewaldeten Hügelwänden, liegt das alte Kloster Eberbach, in welchem die Domäne ihr Hauptquartier im Rheingau aufgeschlagen hat. Erzbischof Albrecht von Mainz hat vor gut 750 Jahren diese frommen Hallen erbaut, und Bernhard v. Clairvaux hat sie dann zum Kloster erhoben. Die Augustiner, Benediktiner und Cisterzienser haben hier nach einander im Gebiet das Heil und im Weine die Wahrheit gesucht. Sie haben zuerst den Steinberg angepflanzt und noch manch' anderes menschenfreundliches Werk gethan. Aber einmal kamen die Mönche in gar arge Bedrängniß. Das war im Bauernkriege, im tollen Jahre 1525, als die Bauern vor's Kloster zogen und nun auch einmal sangen: „oite bibite —!“ oder doch ein ähnliches Lied, wie man's nun damals am weinrothen Tagen gesungen haben mag. Da sollen die Auführerinnen brauen vor dem Kloster auf der Wachtelhölder Hand ein großes Gelage veranstaltet und 80 Stück Wein ausgegeben haben. O, über dies gottvergebne, heillose Bauernvolk!

Die Mönche haben nun das schöne, weinblutige Kloster auch schon längst verlassen müssen. Im Jahre 1803 ward das Kloster aufgehoben, und jetzt hat dort die Domäne ihre Lager und Verwaltungsräume. Die hohen Seitengebäude sind zu einem Gefängniß verwendet worden, und es muß wohl eine besondere Verschönerung der Strafe sein, dort oben zu sitzen, mit dem Blick auf die hegeligten Räume, darinnen der alte Rebenkult schließt und immer durstig bei Wasser und dicker Erze! Die Gefängnißbeamten sind übrigens gegen den, der nicht als Klient zu ihnen kommt, recht liebe Leute. Sie schreiben mit den raffelnden Schlüsselbund voran über den dreien Gefängnißhöfen, hinter dem der eigentlichen Kloster, lassen den Fremden in den prächtigen, säulengetragenen Kapitellsaal mit seinen gotischen Bogengewölben hineinschauen, in das Refektorium, woselbst alljährlich die Weinversteigerungen der Domäne stattfinden, in die mächtige Kellereihalle, wo rings an den Wänden die hohen, klösterlichen Kellern stehen. Aus dem Kellereihaus aber führt eine niedrige Thür hinaus in den Gärtel, und von dort geht's dann weiter in jenes seltene Gefängniß, wo, von gewaltigen eisernen Ketten umschlossen, die stolzen Gefangenen ruhen, nicht ein Wort zu sagen, auf den Tag harrend, da sie hinausgehen dürfen in die weite Welt, um ihre Feuerlehren zu verkünden. In der Mitte des Kellers ist rings um einen der Weiler ein breiter Tisch gebaut, ein wunderbarer Platz, einer der schönsten im ganzen Rheingau.

Dicht am Eingangsthor des Klosters aber ist eine herrliche Kapelle mit einer luftigen Veranda aufgeschaut. Und an der Veranda finden sich allerhand sinnreiche Sprüche und Verse, die in der verdächtigsten Sentenz gipfeln:

„Ein Mund nicht zu groß und ein Glas nicht zu klein, Wie kann es wohl schöner und herrlicher sein!“

Es ist selbstverständlich, daß diese Verse erst nach dem Auszug der Mönche her entstanden. So ungeheuer in einer Linie mit dem Steinberg, nur näher dem Rheinstrom zu, nahe bei dem Weindörflein Hattenheim, entspringt ein lustiger Bergquell: der Markobrunnen. Und dicht über ihm erhebt sich der Berg, der in seinem Schooße ein so holdes Kleinod gebiert. Zu welchen Ehren ein ganz gewöhnlicher Bergquell nicht gelangen kann — man sollte es kaum glauben! Er, ein Würschlein von reinem Wasser, hat der lieblichsten Junger den Namen geben dürfen! Der Markobrunnen ist ein lieblicher Wein, mild und züchtig süß, dabei elegant und fein und rund. Der Berg ist nur acht Morgen groß, aber was er trägt, ist vollwerthig.

Hier und in vielen anderen Gegenden wird noch wacker gearbeitet. Männer und Frauen schreiten mit Messern die Reben entlang und gießeln die Stöcke. Das ist das dritte und letzte Stadium der Arbeit. Die hohen Sommerrebe werden gegipfelt, d. h. abgeknippt, dann in kleine Bündel zusammengebunden und zum Dörren auf die Stöcke gebängt. Wenn die Sonne sie ganz ausgetrocknet hat, so daß sie braun und verdorrt ausschauen, so gelten sie als ein ausgezeichneter und sehr geschätzter Rohstoff. Das Gießeln der Stöcke ist eine sehr weite Maßregel, denn indem man die Rebe beschnidet, verbindet man, daß der Saft nach oben in die Spizzen fließt und verloren geht.

Nun ist bald auch überall gegipfelt, und dann wird Weinbergschlag gemacht. Ist der Schlag verhängt, so darf Niemand mehr die Berge betreten; selbst dem Weibchen ist der Zutritt aufs Strengste unterlagt, denn da auf vielen Weinbergen die Gebiete der kleinen Weinbauern eng aneinander grenzen, so ist es oft vorgekommen, daß dieser oder jener von dem nun allmählich reifenden Trauben nahm, ohne recht darauf zu achten, daß sie in dem Weinstock seines Nachbarn liegen. Alle Arbeit ruht nun, man giebt der Traube Ruhe, völlig abzuhängen. Nur

die Stöcke sind an der Arbeit, und schon jetzt hört man sie in den Bergen knallen, um das frohe Volk der Staare zu verjagen, das leider auch zu den Weintennern gehört. Im Rheingau giebt es — Stöcke, sondern nur Gießeln, die ein Gießeln betrachtet wird. Sie sind die Gießeln, welche von den Weibchen Erbaulichkeiten zum Betreten der Berge erhalten.

Hattenheim ist ein freundliches Weindörflein, das fast so aussehend wie alle anderen Weindörflein im ganzen Gau. Weisse, saubere Häuschen mit schwarzen Schiefern oder rothen Ziegeldächern, mäßige, miserafel gepflasterte Straßen, in der Mitte die kleine Kirche und an allen vier Ecken je ein Weinstockhaus. Hattenheim ist ein der Hauptquartiere für den großen Weinhandel. Dort haben der Graf Schöndorff und das Haus Wilhelm die Weingüter, und auch der Prinz Albrecht, der gleichfalls zu den bedeutenden Weingüterbesitzern am Rhein zählt, behält dort bis vor Kurzem ein Verwaltungsgebäude. Die bei Weitem ausgebreitetere Hattenheimer Kellerei ist die Weibliche, in welcher nicht weniger als 100 Stück 1200 Liter lagern.

Das ist ein Labirinth von Gängen, in das man, mit Lichtfackeln bewaffnet, hinabsteigt. Vorbei an den dunklen, hinabgehenden Geleisen, die je ein weißes Täglings auf ihrem Schienel tragen. In endlosen Reihen liegen sie still und stumm und flimmern die kleinen Kerzenflammen. Das ein rasstloser Sommergeist im Laufe langer Jahrzehnte erworben, das liegt dort träumend bei einander. Da sind Weine, die eine lange, stolze Geschichte haben, und die Geburtstagen der Kaiser geben bis Anno 1624 zurück. Da lagert das Weineisen, von dem einst die baierische Pfalz dem jungen König Ludwig II. zwei Maß als Hochzeitsgeschenk senden wollte, und das dann, als die königliche Verlobung ganz unermuthet zurückging, anderweitig verkauft werden mußte und nach Hattenheim kam. Da lagert das Weineisen, was Kaminthal, Markobrunnen, Kaminröhren, Ridesheim und Hochheim in den großen und kleinen Jahren erzeugt haben.

Und hinter dem Gärtel erhebt sich stolz und herrschergewaltig das mächtige, über acht Meter hohe Ridesheim, das das Maß von 64,000 Rheinweineisen enthält und bis zum Rheinverfall führt. Es wurde aus dem vortrefflichen Holze, ein 3. auf der Wiener Weltausstellung prämiiert wurde, gefertigt und ist nicht nur das größte Maß am Rhein, sondern auch das größte gefüllte Weineisen der Welt. Denn das berühmte Weidberger Maß, das übrigens nur um ein Weniges größer ist, ist bekanntlich immer ausgemauert und niemals gefüllt gewesen. Am 22. August 1874 taufte bei Gelegenheit des in Wiesbaden tagenden und in Hattenheim abgehaltenen XI. deutschen Journalistenkongresses Emil Ritterhaus und H. Dittmann mit kernigen Reden und Sprüchen dies mächtige Hattenheimer Maß.

Das Wort von „kühlen Keller“ ist sehr berechtigt, denn die Temperatur wird hier auf 8 bis 10 Grad gehalten. Ein guter Keller muß vor Allem luftig sein. Auch müssen alle Einwirkungen der Temperatur von außen ferngehalten werden; deshalb verpackt man die Weinstöcke mit Strohhalm und bespritzt auch gern den Boden über den Kellerräumen mit Wasser, um die Sonnenstrahlen abzuwehren. Vor Allem braucht aber der Gärtel eine einheitliche, gleichmäßige Temperatur — nicht unter 10 Grad. Was es im Gärtel zu tun ist, so steht der Wein in der Gärung, und im nächsten Jahre kommt die Nachgärung, mit der kein Kellereister einverstanden ist.

Wenn die Trauben im Herbst eingeerntet sind, so können sie in die Traubenschütte, welche die Weiber mit einem Kamm und gekrümmten Nadeln das verhasste Gießeln „Auslesen“ oder gar „Zerlegen“ heißt, dann ist das Verfahren nicht so leicht, dann hat es noch mehr Mühe, noch mehr Schwitz gefaselt, aber dann geht es nur in den guten Jahren. Der Weiblicher unterscheidet drei Stufen von wiederum sehr verschiedenem Werth. Er wählt zuerst in seinen Bergen die hochreife, gelben Trauben aus; es sind das diejenigen, die nach der Sonnenhitze zu hängen und die beginnigster sind als die rüchwärts hängenden Weeren. Sie sind schon recht zuckersüß und geben einen sehr douquetreichen, feinen Wein. Aber in ganz guten Jahren erzielt man noch bessere Auslesen. Da wartet man, bis die Weere eine Leberreife erreicht hat, und wählt dann die edelsten Weeren aus, die ganze Hüfte des stöcklichen Bouquet hängen sich. Nur in fortgesetztem heißen und zugleich feuchtem Wetter erreicht die Traube die Leberreife. Doch auch das ist noch nicht die Krone des Weinbaues. Die Traubenreife, die man freilich seit dem Jahre 1868 nicht mehr erzielt hat, steht noch höher im Werth. Da läßt man die edelsten Weere völlig auf der Reife zusammenwachsen, dabei geht der wässrige Bestandtheil fort, und nur ein milderer Saft bleibt zurück, der sich feint und feinsten Weeren wird.

Auch auf den Höhen rings um Hattenheim wächst trindores Traubenblut, und der sogenannte Engelnammberg, der Domänen gut ist, wird gar sehr hoch bezahlt. Aber was ist das Alles gegen den Wein vom Kaminthal, den liebenswürdigsten, edelsten Wein, das kostbarste Traubengut, das je durch eine dürstige Treterkehle geflossen ist! Süß und schmeis

selbst, nicht zu scharf, noch zu schwer, mit einem Duft, der die Fülle der Frucht und die Leblichkeit der Weibheit hat, so mächtig dieser stöckliche Wein oben auf den bereichhabigen, sonnenumflutheten, steilen Kaminthalen Bergen. Er muß den nächstbesten Weinen zum Vortzen machen, und die soziale Frage wäre im Gau gelöst, wenn Kaminthal genug wüßte, um den Duft der ganzen Welt zu stillen. Denn dann müßte die gesammte Menschheit selig werden.

Gefährliche Verheißung.

Ein Weiblicher aus Genua war im Jahre 1776 nach Venedig berufen worden, um dort in einer Kirche einige schadhafte Bildsäulen auszubessern und durch einige neue zu verdrängen. Während seiner Arbeit traten zwei Franzosen in die Kirche. Nachdem sie sich mit dem Weiblicher in ein Gespräch, seine Kunst betreffend, eingelassen und seine Arbeiten bewundernd hatten, ließen sie das Gespräch auf die venetianische Regierung über und äußerten sich unumwunden über den Senat der banaligen Republik. Der Gemeine, weil entfernt, in ihren sarkastischen Tadel einzuführen, suchte vielmehr den Vertheidiger des Senats und der Verfassung Venedigs herauszufinden, doch eben nicht mit dem besten Erfolge.

Den nächstfolgenden Tag wurde der Gemeine von der Staats-Inquisition geladen und stellte sich, obgleich er sich keine Schuld bewußt war, doch mit Furcht und Zittern. Beim Eintritt in den Versammlungssaal legte man ihm sogleich die Frage vor, wer die beiden Franzosen gewesen, mit denen er gestern in der Kirche gesprochen habe. Er verweigerte, er kenne sie weder dem Namen noch dem Stande nach, sie wären nur zufällig in die Kirche gekommen, um dieselbe zu besichtigen.

„Verbet Ihr sie wohl wieder erkennen?“ fuhr man fort. „Vielleicht, doch mit meiner Arbeit beschäftigt habe ich sie nicht genau betrachtet.“

„Haben sie nicht mit Euch über die Regierungsjahre der Republik gesprochen?“

„Das kann ich nicht bestritten, aber ich kann es mit einem feierlichen Eide bekräftigen, daß ich mit kein unzeitliches Urtheil erlaube, vielmehr ihrer mit dem größten Lobe gedacht habe.“

Nach diesem Verhör wurde der Gemeine in einen Hof geführt, wo die beiden Franzosen aufgenötigt gingen. Ein alter Todeshändler überließ ihm bei diesem sarkastischen Anblick, er glaube, auch seine Todesstunde habe geschlagen.

Nach einer halben Stunde, die der Künstler in der peinlichsten Todesangst zugebracht hatte, wurde er wieder vor die Schranken des Inquisitionsgerichts geführt. Der Präsident besah ihn empfindlich mit den Worten:

„Künftig hüte Euch und vergeßt nicht, daß unsere Regierung keinen Vertheidiger, wie Ihr seid, nöthig hat.“

Man entließ ihn und er hatte nichts Gileres zu thun, als seine Sachen zu packen und einen Freitrag zu verlassen, wo es selbst lebensgefährlich war, seine Einrichtungen zu vertheidigen und zu loben.

Mann und Frau.

Mit Bitten herrscht die Frau und mit Befehl der Mann; Die Eine, wenn sie will, der Andre wenn er kann.

Die Rache der Verschmähten — so könnte man die „kleine Komödie“ betiteln, die unter der Raubherrschaft eines Hauses in der Rothbühlstraße zu Berlin viel von sich reden machte. Genanntes Haus gehört einem bis vor Kurzem unverheirateten Herrn, der sich von einer Wittibsfrauen sein Hauswesen leiten ließ. Wie das häufig zu geschehen pflegt, lebte auch diese Wittibsfrauen in der angenehmen Hoffnung, daß der Hausvater aus Dank für ihre aufopfernde Sorgfalt sie heirathen werde. Aber auf andere Pläne führte Amor den lebigen Mann, und eines Tages ließ er sich in dem Hause und bald auch in der Nachbarhaft, „morgen hat unser Hauswirth Hochzeit.“ Die enttäuschte Wittibsfrauen sann auf Rache. Während die Hausbewohner die Thüren mit Kränzen und Girlanden schmückten, um das junge Paar bei der Rückkehr vom Hochzeitsmahle würdig zu empfangen, schmückte die Wittibsfrauen ihr Zimmer, um sich sogleich und unvorhergesehen von der Thüre ihrer langjährigen Wittibsfrauen zu entfernen. Um 1 Uhr Morgens kam das nimmerwärdige Paar in feierlicher Laune nach Hause, aber der hochzeitliche Heirathen, als trotz aller äußerlichen Kleinigkeiten nicht geföhnt wurde. Endlich entsetztlich über das hochzeitliche Gemüthe, über den Hochzeitsgast in die Wohnung zu ermöglichen, und siehe da: die Rückkehr ist nur leicht angelegt, die junge Frau tritt über ihres Herrn. Kommt gar der Hausvater ein Licht angezündet, als sein Blick auf einen auf dem Tisch liegenden Kettel fällt. Da stehen die Worte zu lesen: „Sämmtliche Schüssel sind mir in die Senkgrube gefallen, wo sie noch liegen.“

Das letztere Wort genügt zur Aufklärung der ganzen Situation: Louise hie die verschmähte Wittibsfrauen, ihre Rache war ihr gelungen. Alle Thüren waren geschlossen, kein Schlosser war mitten in der Nacht aufzutreten, seine Wirthler in solcher Lage um ein Döck zu bitten, war dem Hausvater zu peinlich, auch fürchtete er die Schandensprüche der spottlustigen Menschen. So blieb denn dem Witt und der Frau Weiblich nichts anderes übrig, als in der Küche zu bleiben und auf zwei Holzstühle in vollen Hochzeitsstaat zu campiren, bis endlich in der siebenten Morgenstunde ein Schlosser zur Öffnung der Stubenthüren schritt und hierdurch das junge Ehepaar aus seiner Pein erlöste.

Falsch verstanden. Vater: Sie haben jedoch um die Hand meiner Tochter angehalten, junger Mann! Ich müßte zunächst doch etwas über Ihre Verhältnisse erfahren. — Freier (mit sanftem Vornur): Aber die habe ich doch sämmtlich abgehafft, Herr Müller!

Bilder aus der Pariser Welt-Ausstellung.

Von Eugen v. Jagemann.

Die Eplandee des Invalides bietet eine Fülle von Anregerungen, welche man in der Pariser Presse durch den nicht ganz zutreffenden Ausdruck „erotische“ bezeichnen liebt. Doch begnügen wir uns damit, wenn man würde uns sonst eine quorelle d'allemand zum Vornur machen, eine Bezeichnung, die leider auch wieder nicht zutreffend ist und deren Vermählung zu neuen quorellen d'allemand führen würde, jedoch wir schließlich aus dem schmerzhaften Kettel gar nicht herauskommen, was um so betrübender wäre, als es schon ohnehin nicht leicht ist, sich in diesem Gewimmel von Araben, Mongolen, Malaien, Pariser Abgeordneten, Ministern und andern Anrathern zurecht zu finden.

Beregen wir uns lieber gradeweis in das anamitische Theater, welches sich, so behauptet man wenigstens, von dem historischen nicht wesentlich unterscheidet. Ein lustiger Holzhau mit durchgehender Arbeit und reichlicher Schmuck.

Beim Betrachten der Anamitischen Theater der Bühne, der Jenierung und des Schauspielers suchte ich — wie es nun einmal in der Menschennatur liegt, welche eines Maßstabs zur Beurtheilung von Niesegebenen schwer zu entarten vermag — sofort nach Vergleichungspunkten, da zu zogen denn die ursprüngliche Schalepate-Bühne, Bayreuth, die Year-Auführungen in München und das Klauereisch unter in mehreren Sprachen gesungenen italienischen Opern vor meinem geistigen Auge in raucher Reihenfolge vorüber. Es bedarf nicht der Versicherung, daß wohl kaum ein einziger Zuschauer der anamitischen Sprache mächtig ist. Aber, wie gesagt, den Text der italienischen Opern verstehen in Deutschland doch auch nur wenige Menschen, selbst wenn sie die Sprache einigermaßen beherrschen — und doch ist es ihnen möglich, dem Gang der Handlung verständnißvoll zu folgen.

Verhält es sich nun mit der anamitischen Aufführung eben? Die Antwort dieser Frage wird sich aus dem Nachfolgenden ganz von selbst ergeben. Zunächst ein Wort über den vortrefflichen Bühnenraum und die Bühne. Ersterer besteht aus einem ungläubigen, raumreichen Publicum eingekommen, das sich aber zu keiner Höhe als es gesagt — durchaus ruhig verhält. Darüber ein Rundgang, der zugleich ersten Rang und Orchester bedeutet und bei dem niedrigen Eintrittspreis von 50 Centimes wenig einbringen würde, wenn die schnellerwärtigen Schaulustigen nicht beständig wechelten.

Die Bühne bildet einen erhöhten, breiten Austritt, der durch eine bemalte Wand abgetheilt wird. Letztere wird zur Rechten und zur Linken von einer Thür durchbrochen. Wenn der Schauspieler durch die eine abgeht und nach wenigen Sekunden durch die andere wieder eintritt, so bedeutet die Zurückgekehrtheit für die Handlung Stunden, Tage, Monate. Der anamitische Zuschauer ist an diese Convention gewöhnt, welche, wie ein Höhepunkt die moderne Kunst der französischen Dichter erscheint. In der That verwenden diese ja ein gutes Drittel der ihnen für die dreistündige Aufführungsdauer eines Stückes zur Vergrößerung des Komms und Gehens und der Abwesenheit ihrer Figuren. Die Zeit spielt in den Anamiten keine Rolle und ebensowenig der Ort. Die Bühne zeigt kaum etwas anderes, als ein paar Stühle und einen Tisch, und wird einer der ersten auf diesen gestellt und durch diensthafte Geister der offener Scene (einen Vorhang gibt es überhaupt nicht) mit bunten Stoffen bedeckt, so gibt das einen Königsthron. Man ersieht daraus auf's Klärlichste, daß die Anamiten weniger Bühne und Geld kosten als die Weingärten. In Ermangelung von Decorationen und Seitencouleuren, auf welche sich die europäischen Theaterwelt jetzt so viel zugute thut, ist der Ortswechsel also abgesehen leicht zu veranschaulichen, fernermal er lediglich in der Einbildungskraft des wohl-mollenden Zuschauers liegt, und die wolle ist noch unendlich reich und wandelbar, als alle Wanddecorationen von Vornur und Münden.

Zur Schattenspeicherung Zeit begnügt man sich bekanntlich damit, einen Kettel herabzulassen, auf dem die einfachen Bezeichnungen „Wald“ oder „Halle“ oder dergleichen zu lesen waren. Die Anamiten bedienen sich zu denselben Zweck gewisser Symbole, die, ich gestehe es zu meinem Bedauern, nicht alle ergründet haben. Jedenfalls sind sie, wenn ich so sagen darf, poetischer als die nährere Theater. Ein Jüngling trägt eine helle über die Bühne, und das bedeutet: das Königreich steht in Brand. Ein auf der Bühne befindlicher König mit einem runden Kopfbunde, der nicht an die Köpfe eines Dientknechtes erinnert, geht im Rückwärts über die Bretter. Das deutet auf ein durchgehendes Gefühls- und Weiblicher und dergleichen hin, und so dient also auch das Spiel zur Veranschaulichung der Dürftigkeit. Selbst die chinesischen Schriftzeichen sind ja sinnbildlicher Natur. Es darf also nicht übersehen werden, daß auch die Bühne dieser Mittel sich bedient. Vielleicht erscheinen uns diese mit ihrer vorwiegend epischen Handlung nur deshalb so gar einförmig, weil wir von den Symbolen nichts oder doch fast nichts verstehen. Die funken Eingeborenen aber wohnen diesen Schauspielern, die zu wahren olympischen Festen amadieren, tagelang an, ohne zu ermüden.

Die Symbole beschränken sich natürlich nicht nur auf das Spiel, sondern finden sich auch in der oft prächtigen Tracht — dem einzigen Luxus, den sich die anamitische Bühne gestattet —, auch in der Maske, in der Sprache, in den Gebärden, in der Mimik, in der Musik wieder. Den Vornur, den Anamiten, wie man bei uns sagen würde, erkennt man schon an der Schminke. Ein vorrätiger Mandarine beispielsweise hat sich eine so grauhige Tiergestalt angeeignet, daß einem, besonders wenn er milde, unarticularie Raute ausstieft, eine Gänsehaut über den Rücken läuft. Gebärden und Gesichtsausdruck meist ganz sämmtlich abgehafft, Herr Müller!

Dialog in unserm Sinne gibt es nicht, es ist daher nicht leicht, das zu definieren, was sich auf der Bühne abspielt. Ich komme der Wahrheit noch am nächsten, wenn ich es als ein stummes Spiel kenne, das durch beständige Ruhe, die theilweise wohl nur sinnbildliche Bedeutung behufs Charakteristik des Ortes haben, und durch eine fortgesetzte Orchesterkraft unterbrochen und erlärtert wird.

Das Orchester befindet sich nicht etwa in vertheiltem, unsichtbarem Raume, wie bei Wagner, sondern auf der Bühne selbst, und zwar auf der linken Seite. Das ist gewiß minder unanständig als der Anamitische der vortrefflichen Welt auf der Bühne, wie es in der vormaligen Zeit durchaus üblich war. Dem anamitischen Orchester gegenüber, auf der rechten Seite der Bühne, sitzt der Dichter hinter einer gemaltigen Baue, mit welcher er, zugleich auch Ober- und Unter-Regisseur, die Handlung leitet, das Reimmaß befehligen oder verlangt, dem Text nachzusehen oder seine Forderung ausdrückt. Sein Stuhl ist nämlich nur ein Gerippe, nur eine Art von Senerie, das die großen Jäger der Handlung andeutet. Den Schauspielern, die somit auch zu Dichtern werden, bleibt es überlassen, die Väden frei erfindend auszusprechen, und man versteht nun die oben geschilderte regulirte Thätigkeit des Dichters. Wir haben es hier also mit einer Zusammenarbeit zu thun, welche nicht so sehr in die in Paris so übliche „Collaboration“ wie in die Art erinnert, in welcher die Anamiten ihren Prospect malen, der meist die schönsten Ausstritte aus ihren Lustgärten schildert und also zur Handlung des Stückes keine Beziehung hat. Zu dieser Art Arbeit gehören nämlich drei Kräfte. Der erste malt den Entwurf mit schwarzer Kohle, der zweite gibt diesem mit schwarzer Tusche erst Leben und Ausdruck, die dritte aber und die schärfer hervorhebend, ausschließend, zuletzt aber kommt der Maler, den leuchtenden Inhalt seiner Farbenstöße einen nach dem andern auf die weite Fläche entleeren.

Doch kommen wir auf unser Orchester zurück, das aus einer Violine, einer Art von Trompete und zwei anamitischen Trommeln, sogenannten Gongs, sich zusammensetzt. Eine recht bescheidene Zahl von Instrumenten, wenn man an unser modernes Repertoire oder Wagner-Orchester denkt, aber trotzdem machen sie — horribile dicta — noch mehr Lärm, als ein einziges geradezu höllisches Horn, der um so unerfreulicher ist, als unter Ohr darin auch nicht eine Spur von Harmonie oder Rhythmus zu entdecken vermag. Die armen Schauspieler, die ihn mit ihren an das Mäuen einer Käse erbenenden Klauen zu überführen haben, sind wahrlich zu bedauern. All diese grellen Töne offenbart, wie Wagner's Keimstoffe, eine conventionelle Bedienung, gewisse Signale mögen sich darin oft wiederholen, aber mein Ohr hat sie nicht herauszuhören vermocht, und das selbst die Dolmetscher nur sehr oberflächliche Sprachkennner sind, so müssen wir uns wohl oder übel mit Vermuthungen abspinnen.

Und nun, bevor ich versuchen werde, dem Leser von einem der aufgeführten Stücke, vom „König von Duong“ eine Vorstellung zu geben, noch eine Bemerkung über die Bühneneinrichtung. Sie ist, wie gesagt, eine unwanderebare, herkömmliche, wie die der Schattenspeicherung, wie die der Cornelischen Bühne. Letztere unterscheidet sich in der That nur dadurch von der ersten, daß sie den Kettel durch einen feinen Seidenpalast ersetzt hat, und von beiden unterscheidet sich die anamitische nur dadurch, daß sie statt des Palastes, der sich nur für die Cornelischen Einheit des Ortes schließt, und statt des unschönen Ortes andere Mittel gebraucht, um zum Ziele zu gelangen, Mittel, die man fast als künstlerische bezeichnet möchte. Denn während Kettel und Palast rein äußerliche Dinge sind, bilden die anamitischen Erleuchtungen wesentliche Bestandtheile der, wie der Leser gleich sehen wird, ja sehr findlichen Handlung. Immerhin verlohnte es sich in unserer Zeit, so man nach neuen Formen sucht, wo man in der Minderen Year-Aufführung, bei den Anamiten, zu beobachten, indem man sie zeitgemäß zu verjüngt sucht, — auch die eben geschilderte Form nicht geringfügig beiseite zu lassen, sondern nachzuziehen, ob sie sich nicht in irgend welche Weise verwerthen ließe.

Gien-Dä — dies der Held, der ich wiederholen möchte, chronologisch aneinandergereihten Handlung — laßt seinen Schwager und Oberherrn, den König von Duong, zu einem Festessen ein. Die Einladung wird angenommen. Aber wie Mandarinen — planen ein Machtwort durch ihren König, dessen Lust durch den Mandarinen angezündigt wird. Glücklichweise heißt die Handlung, so heißt unser königlicher Held, auch bei der neuen Mandarinen, die ihn warnen und zu einer wenig königlichen Rückkehr bewegen. Die Rückkehr bildet einen wesentlichen Bestandtheil des Stückes. Hinderlich kennt dieselbe, und schließlich gelangt man an einen Fluß, dessen Ufer durch den durch den denkbar einfachsten Vorrichtung veranschaulicht wird. Einer der Getreuen ertrinkt, der König selbst stürzt in einer für unsere Begriffe wiederum recht unglücklichen Weise auf den Boden, wird aber gerettet, verschwindet rechts durch die Thür-Vorhang, um wenige Sekunden später links wieder anzutreten, nunmehr verfolgt von der Streitmacht der vorrätigen Mandarinen und durch diese sogar umzingelt. Ein furchbarer Brand, der über den verbleibenden das Leben verliert. Glücklicherweise wittert der Aroptiofische des armen Königs, erjögert über dessen lange Abwesenheit, Unruh und stellt sich seinerseits an die Spitze eines mächtigen Heeres, jedoch es zu einem blutigen Zusammenstoß kommt, der nach Circardant in recht naturalistischer Weise dargestellt wird. Die Verräter werden bestraft und der König leitet triumphirend in seine gute Hauptstadt zurück, nicht ohne unter dem Haupten seiner Lieben, übrigens durch männliche Schauspieler dargestellt, einen geliebten Haupt zu vermissen.

Verfälschte Kostkunst.

Der Schah von Persien hat auf seinen Reisen Gelegenheit gehabt und genossen, die europäische Kostkunst gründlich zu studiren. Verschätzigten wir uns auch einmal mit der persischen Kostkunst, welche, nach den Versicherungen von Kennern, trotz ihrer Genugthuung durch die Gebote des Korans, sich auf einem hochentwickelten Standpunkte befindet. Wie in anderen Ländern, bildet auch in Persien, bei den reichen sowohl wie bei den ärmeren Klassen, der Reis die Unterlage aller Kostkunst; der persische Koch ist unweigerlich in der Kunst des Würzens dieses einfachen Speise. Das Fleisch des Kalbes, Kalbes und Schmeines ist unbekannt in Persien, und Hammelfleisch allein der Persen, um den sich die persische Küche dreht, welches sie aber trotzdem zu den sehr schätztesten Gerichten zu benutzen vermögen. Auch die Küche der Aristokraten allein gelangen auch die ein köstliches Gericht bildenden zwei bis drei Wädeln allein und sorgfältig mit Datteln, Mandeln und Trauben gefüllten Kämmern. Der Perser ist das Fleisch am liebsten geflochten. Die persische Hammel zeichnen sich durch einen besonders stark entwickelten Schweiß aus, der, bis zu sechs Kilos schwer, ein vorzügliches Fett liefert. Dasselbe wird mit zerlassener Butter gemengt und gelassen in Lederhäuten aufbewahrt. Die persischen Hühner sind klein, zart und gleich den jungen Kümmern nur für die Tafel des Reichthums bestimmt. Man genießt dieselben entweder in einer Würde aus schmachtigen Kräutern, oder in einem Weinblatte gebraten.

Die Trauben, welche ziemlich allgemein sind, werden auch sehr geschätzt. Das persische Weibchen beschränkt sich auf Wädeln und Rebsäulen. Ein gleichfalls sehr geschätztes Gericht ist der milde Fisel, der ehemals zu Persien verfolgt und mit Fellen erlegt wurde, gegenwärtig aber mit Wädeln und Falcken gejagt wird. Die Falckenjagd, dieser so aufregende Sport, heute im Westen aber fast schon ganz vergessene Sport, steht in Persien in vollster Blüthe. Der Hase ist, als ein „unreines“ Thier, vom Tische des Mohammedaners verbannt. Fische, die so häufig sind an den Ufern des persischen Goltes, fehlen im Innern des persischen Reiches gänzlich. Keine Kauler, Schmelze oder Molluske ist daselbst zu finden. Das einzige Schalenthier, welches auf den Tisch des persischen Feinschmeckers kommt, ist der Seebarsch, der in Süden auf den Markt von Teheran gebracht wird. Die Summarreue hingegen sind als unrein verpönt. In den unterirdischen Wasserläufen, die Persien durchziehen, findet man hellemeise prachtvolle Forellen, die bei den Persen sehr beliebt sind. Nüsse, Mandeln, Datteln, Feigen, giebt es in Persien die verschiedensten und schmackhaftesten Gattungen.

Die Früchte werden gemeinlich zu Mars melabe verdet genossen. Das Diner wird in vornehmen Häusern in schweren goldenen Schüssel auf einem auf den Boden ausgebreiteten Teppiche aus wohlriechendem Leder verort. Rings herum vertragen die Teilnehmer am Mahle auf leibenden Kissen und schlürfen den Duft und den Wohlgeschmack der kunstvoll bereiteten Speisen schweigend an, den melodischen Klängen einer Musikpelle lauschend, die Schlächten, Jagd- und Weiblicher spielt. Nach dem Mahle bringen die hoch gekleideten Diener die gold- und silberbeschlagenen glänzenden Wasserkrüsen. In Persien raucht alles, Frauen, Greise, Kinder, Arm und Reich, unumgänglich. Die Zahl der in einem Hause befindlichen Marghiles ist beschränkt für die soziale Position seines Besitzers. Der Weiblicher des Schahs ist demnach einer der ersten Weiblicher des Landes. Die Frauen in den Häusern rauchen aus reich und bewundernswürdig kunstvollen Marghiles. Bei Hofe sind die Weiblicher reich mit Diamanten, Rubinen und Eristen besetzt und werden an Festtagen mit Blumen umwunden, deren Duft sich mit dem Aroma des orientalischen Tabaks zu bewahren vom Wohlgerüche vermengt.

Nur ein Verfall.

Amüß ist Buer in der Welt, Bieres, was mich für schweres Geld lehrte die alma mater. Amüß sogar mein blonder Schah, Bieres in der Welt ist für die Kay, Nur's Trinken ist für den Kater.

Der Ueblich. Fürchten Sie nicht, einmal lebendig begraben zu werden, da unsere medicinische Wissenschaft in dieser Beziehung noch im Finstern tapp? — Diefen gefahren, nein! Ich habe einen Arzt, auf den ich mich verlassen verlaße. Wenn dessen Patienten sterben, so sind sie wirklich tot.

Naturwissenschaften. Mama, da leie ich, daß die Vögel ihre Jungen freffen. — Nun? — Nun müßte ich doch wissen, warum denn bloß die Jungen. Schmecken ihnen die Weibchen nicht? — Einst und Jetzt. Früher war mancher Handwerker ein Künstler, und jetzt ist mancher Künstler ein Handwerker. Früher lobte das Werk den Meister — jetzt jagte lobt der Meister das Werk.